

Jörg Michael Kastl


Die Gesellschaft im Gehirn? Überlegungen zum "Meme-Problem" aus der Perspektive einer interdisziplinären Gedächtnisforschung

Beitrag zu der Vortragsreihe: Natur und Kultur. Vortragsreihe im Andenken an Klaus Gilgenmann am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Osnabrück am 18.6.2013

„Alles was Sie durch Imitation eines anderen lernen, ist ein Mem ... Dawkins sagt, dass Meme von Gehirn zu Gehirn überspringen, vermittelt durch einen Prozess, den man ‚in weitestem Sinne als Imitation bezeichnen kann‘ ... Darunter fallen Wörter in Ihrem Wortschatz, alle Geschichten, die Sie kennen, alle Fertigkeiten und Gewohnheiten, die Sie von anderen übernommen haben und auch die Spiele, die Sie gerne spielen. Dazu gehören die Lieder, die Sie singen ... Denken Sie nur an den Song ‚Happy Birthday to You‘. Millionen, wahrscheinlich Milliarden Menschen auf der ganzen Welt kennen diese Melodie. Ich brauche tatsächlich nur diese vier Wörter niederzuschreiben und möchte wetten, dass Sie bald beginnen, die Melodie vor sich hin zu summen... Wie Millionen anderer Menschen haben Sie diese Melodie durch Imitation erworben. Irgendetwas ... ist in all diesen Gehirnen verankert worden, so dass wir nun auf Geburtstagen alle dasselbe singen. Dieses Etwas nennen wir Mem.“ [Blackmore 2000: 33]

Das ist das Zitat einer der Hauptvertreterinnen der sogenannten Memtheorie, der amerikanischen Psychologin Susan Blackmore. Es bietet mir die seltene Gelegenheit einen soziologischen Vortrag mit einer kleinen Vorführung zu eröffnen. Ich habe Ihnen hier den Prototyp eines Memvehikels mitgebracht und werde es nun vor Ihren Augen aktivieren <jmk setzt ein Geburtstagsmemvehikel in Gang>. Für die, die es nicht hören können: es spielt unablässig „Happy birthday to you“. Es ist nur zu stoppen, wenn Sie den Draht oben durchschneiden und selbst dann nicht völlig. Sobald Sie den durchgeschnittenen Draht berühren, setzt es sich wieder in Gang.

Happy Birthday



Happy birthday to you, happy birthday to you! Happy birthday, happy birthday, happy birthday to you!

Das Mem vom Mem ist eine Zeitlang durch „Spiegel“, „Spektrum der Wissenschaft“ und andere Organe der Zeitgeistformation gegeistert. Kultur erscheint darin als Pool, in der „Meme“ um unsere Aufmerksamkeit konkurrieren und nur darauf warten, dass sie sich in unseren Köpfen festsetzen können. Sie benutzen uns, um sich zu kopieren und zu reproduzieren, bilden Varianten, die dann wiederum selektiven Prozessen unterliegen. Kultur wird hier als

Virenerkrankung gedacht, als Ohrwurm und Wiederholungszwang. Auch unser kleines Memvehikel hier hat ja schon etwas von einem überdimensionalen Virus. Blackmores Beispiele verkürzen kulturelle Praxis auf Jingles und Erkennungsmelodien, sind aber gerade in Zeiten von Internet und Omnipräsenz von Medien im Alltag durchaus suggestiv: Happy birthday und Jingle Bells, das Da-da-da-daaa von Beethovens Fünfter, das Rezept für eine Kürbissuppe, Munchs Schrei, Rubbellose oder auch die Memtheorie selbst – das setzt sich in unseren Köpfen fest, wird unablässig zitiert, gesummt, erinnert, erkannt, wiederholt, verschenkt, gedacht, geträumt, kopiert und parodiert.

In die Welt gesetzt hat das Mem-Mem der britische Evolutionsbiologe Richard Dawkins im Jahr 1976 in seinem Klassiker „Das egoistische Gen“. Die Idee wurde von durchaus renommierten Autoren, z.B. dem Philosophen Daniel Dennett oder dem Soziobiologen E. Wilson aufgegriffen. 1995 wurde ein eigenes wissenschaftliches Organ, die Zeitschrift Memetics, gegründet. 1999 erschien das populäre Buch von Susan Blackmore mit dem Titel „The Meme Machine“ (Die Macht der Gene oder Die Evolution von Kultur und Geist (2000)). Allerdings war dem Mem-Mem kein durchschlagender evolutionärer Erfolg beschieden. 2005 stellte die Zeitschrift Memetics ihr Erscheinen wegen der mangelnden Tragfähigkeit des Konzepts ein. Mittlerweile ist „Mem“ oder „Meme“ (engl.) eher zu einem Modewort unter Internet-Nerds degeneriert.

In einem Bericht von Dirk Richter mit dem Titel „Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie“ in der KZfSS 2005 findet die Memtheorie eine vergleichsweise wohlwollende Erwähnung. Richter nennt sie als Beispiel für eine nicht-reduktionistische Anwendung (evolutions)biologischer Kategorien auf soziokulturelle Phänomene. Möglicherweise war das auch für Klaus Gilgenmann ein Grund, sich 2012 in einem seiner letzten Vorträge mit dem Mem-Konzept auseinander zu setzen und sie mit seinen eigenen evolutions- und differenzierungstheoretischen Überlegungen in Beziehung zu setzen. Sie werden sehen, dass Klaus Gilgenmann das Memkonzept umgehend korrigiert. Ich selbst halte es ebenfalls nicht für eine wirklich tragfähiges Konzept. Die Idee ist witzig, aber wohl eher als Zeitgeistphänomen und Stoff für Science Fiction denn als wissenschaftliches Konzept interessant. Aber Gilgenmann (und ich werde ihm darin folgen) benutzt das, um Fragen aufzuwerfen: Welche Rolle spielen Kopieren und Imitieren bei der Reproduktion von Gesellschaft und Kultur? Was ist eigentlich der empirische Ort gesellschaftlicher Struktur? Welche Beiträge erbringen Gehirne und welche Artefakte für die soziokulturelle Reproduktion?

Ich teile darüber hinaus mit Klaus Gilgenmann das Interesse am Gespräch zwischen Naturwissenschaft und Soziologie. Ich würde so weit gehen und sagen: ich könnte mir eine Sozio-

logie vorstellen, die sich als Naturwissenschaft versteht – im Sinne des Naturalismus eines John Dewey, George Herbert Mead oder Maurice Merleau-Ponty etwa. Alle diese Autoren haben gemeinsam, dass sie die Differenz von Geistes- und Naturwissenschaft in Frage stellen, insofern sie „Geist“ als etwas Fleischliches, Physisches, Inkarniertes ansehen. Sie gehen davon aus, dass Intelligenz und Kognition physisch (ja physikalisch) vermittelte Interaktion voraussetzen. Wahrnehmung und Bedeutung werden nicht nach dem Paradigma der Bildung innerer Modelle konzipiert, sondern eher als sensomotorische Koordinationen. Auch „geistige Dinge“ wie Sprache, Schrift, Denken haben immer eine solche sensomotorische Dimension. Diese Ideen erlebten in den letzten Jahrzehnten ein interdisziplinäres Revival, z.B. in Gestalt des „Embodiment“-Ansatzes in den Kognitionswissenschaften und der sogenannten Praxistheorien in der Soziologie (Bourdieu, Schatzki, Reckwitz, Schmidt u.a.). Soziale Praxis ist demnach noch in ihren subtilsten technischen und kulturellen Artefakten körperlich. Umgekehrt ist der menschliche Körper von Natur aus offen für soziale Strukturierungen. Ich habe das in meinem Buch zur Soziologie der Behinderung in die Doppelformel der Körperlichkeit des Sozialen und der Sozialität des Körperlichen gebracht.

Klaus Gilgenmann interessierte sich möglicherweise für die Memtheorie, weil sie mit einer evolutionstheoretischen Semantik arbeitet. Mein Interesse leitet sich davon ab, dass „Meme“ ganz offensichtlich etwas mit Gedächtnis zu tun haben. Ich interessiere mich seit der Abfassung meiner Habilitationsschrift in den 90er Jahren für philosophische, soziologische und neuropsychologische Aspekte von Gedächtnis. Eine interdisziplinäre Gedächtnisforschung könnte m. E. zudem eine wichtige Rolle für die empirische Ausfüllung der Konzepte von Embodiment und der sozialen Praktiken spielen.

Ich gehe in vier Schritten vor: zunächst möchte ich (1) einige Aspekte des Meme-Konzept ergänzen, (2) Ihnen kurz meine Wahrnehmung einiger Argumentationen von Klaus Gilgenmann skizzieren, (3) eine kurze thesenartige Bilanzierung des Stands der Gedächtnisforschung vornehmen und (4) an dem Happy-Birthday-Beispiel Blackmores entlang einige Anschlussüberlegungen mit dem Instrumentarium einer sich abzeichnenden interdisziplinären Gedächtnisforschung entwickeln.

I. Meme und Gene

Der Begriff „Meme“ wurde in dem zum Klassiker gewordenen Buch des britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins mit dem Titel „Das egoistische Gen“ (1976) geprägt. Für Dawkins sind Meme für die kulturelle Evolution, was Gene für die biologische sind. Meme wie Gene sind „Replikatoren“ und wir sind ihre „Vehikel“:

„Alles, wovon Kopien gemacht werden, ist ein Replikator ... Ein Vehikel ist eine Einheit, die mit der Umwelt interagiert... Vehikel oder Interaktoren tragen die Replikatoren mit sich herum und schützen sie. Der ursprüngliche Replikator war vermutlich ein einfaches, sich selbst kopierendes Molekül in der Ursuppe, doch nun ist die Desoxyribonukleinsäure (DNA) der uns geläufige Replikator. Ihre Vehikel sind Organismen und Organismengruppen in Luft und Wasser, Wald und Flur, die alle miteinander interagieren....“ [Blackmore 2000: 30]

Die entscheidende Einheit für die biologische Evolution sind weder die „Art“ noch das „Individuum“, sondern die Gene. Daraus ergibt sich ein vorsokratisch anmutender Ursprungsmythos. Bestimmte Moleküle bzw. Molekülketten bilden irgendwann im Lauf der Evolution die Eigenschaft aus, Kopien von sich zu bilden, die wiederum Kopien bilden können. Dabei entstehen spontan „Fehler“, Varianten. Sich stabil kopierende Molekülvarianten „überleben“ und kommen faktisch zunehmend häufiger vor. Manche dieser Replikatoren bilden zufällig eine Schutzschicht um sich herum – Zellen entstehen, die organische Evolution beginnt: „Die Replikatoren fingen an... für sich selbst Behälter zu konstruieren, Vehikel für ihr Fortbestehen. Es überlebten diejenigen Replikatoren, die um sich herum Überlebensmaschinen bauten.“ Vier Millionen später ergibt sich folgendes Bild: Die Replikatoren starben nicht aus, sie „drängen sich in riesigen Kolonien, sicher im Inneren gigantischer, schwerfälliger Roboter, hermetisch abgeschlossen von der Außenwelt; sie verständigen sich mit ihr auf gewundenen, indirekten Wegen, manipulieren sie durch Fernsteuerung. Sie sind in dir und in mir, sie schufen uns, Körper und Geist, und ihr Fortbestehen ist der letzte Grund unserer Existenz. Sie haben einen weiten Weg hinter sich, diese Replikatoren. Heute tragen sie den Namen Gene und wir sind ihre Überlebensmaschinen.“ [Dawkins 2008: 63]

Das klingt ein wenig nach Science Fiction, nach Cyborgs und Matrix. Dawkins meint das aber durchaus ernst. Er betont zwar immer wieder, dass natürlich Gene nicht Pläne und Intentionen verfolgen. Er nimmt aber durchaus an, dass sich mit der These vom „egoistischen Gen“ Verhaltensweisen auf der Ebene der *Vehikel*, also der Organismen erklären lassen (z.B. altruistisches Verhalten). Das Gen (nicht das Genom, nicht das Individuum, nicht die *Art*,) wird bei Dawkins zur Substanz und Entelechie der belebten Welt zugleich. Gene sind potentiell unsterblich, sie sind das, was jeden „Mischvorgang“ überdauert wie die Karten im Kartenspiel (85): „<ein Gen> springt von Körper zu Körper durch die Generationen, manipuliert Körper um Körper auf seine spezielle Art und für seine eigenen Zwecke und verläßt einen sterblichen Körper nach dem Anderen, bevor dieser in Altersschwäche und Tod versinkt. Die Gene sind die Unsterblichen.“ (83)

Das Konzept der Meme ist nach demselben Strickmuster gebaut. „Das neue Urmeer ist die ‚Suppe‘ der menschlichen Kultur.“ sagt Dawkins. Ausgangspunkt ist auch hier eine Ontologie

des Kopierens. „Ich möchte behaupten, dass Einheiten, die sich mit einer gewissen Fehlerquote selbst kopieren, nahezu unbegrenzte Macht haben, sobald sie irgendwo im Universum entstanden sind. Solche Einheiten werden ... einer natürlichen Selektion unterliegen, deren kumulatives Ergebnis nach ausreichend vielen Generationen Systeme von großer Komplexität sind“ [486]. Meme sind Replikatoren mit eigenen Funktionsprinzipien, die sich auch über die genetischen Replikatoren hinwegsetzen können. Der Kunstname soll dabei sowohl den Stamm von lat. „memoria“ (memory) = Gedächtnis / Erinnerung usw. anklingen lassen wie den von griech. „mimesis / mimesthai“ = Nachahmung.

Dawkins Beispiele sind ebenso bunt wie die Blackmores: „Melodien, Gedanken, Schlagworte, Kleidermoden, die Art, Töpfe zu machen oder Bögen zu bauen“ [Dawkins 321]. Zentrale Fragen der Memtheorie sind: Was grenzt eigentlich ein Mem als Einheit ab? Was ist überhaupt „Imitation“? Was ist sowie der empirische „Ort“ von Memen? Existieren Meme nur im Gehirn, oder auch in Artefakten, Kunstwerken, Techniken, Texten? Oder handelt es sich gar um nicht-sichtbare Hintergrundstrukturen und man müsste das Mem als „Genotyp“ von seinen phänotypischen Realisierungen unterscheiden?ⁱ

Manche „Memisten“ sehen die individuelle *neuronal* Realisation, andere wieder die „mentale“ Repräsentation als „Genotyp“ an, der sich dann in Verhaltensweisen, Objektivierungen usw. phänotypisch zeige. Bei anderen wiederum ist es genau umgekehrt: der Genotyp steckt für sie in objektivierten Artefakten, die individuellen Vorstellungen sind Phänotypen.ⁱⁱ

Was alle Memtheoretiker teilen, ist die Vorstellung der Individuen als bloßen „Vehikeln“ der Übertragung von Memen. Individuen spielen ebenso wie in der biologischen Theorie von Dawkins keine wesentliche Rolle. Der amerikanische Philosoph David Dennett hat diese Vorstellung mal in die zugespitzte Formel gebracht: „Ein Gelehrter ist nur das Mittel, mit dem eine Bibliothek eine neue Bibliothek erzeugt.“ [Dennett 1997: 480]. Ähnlich wie in Dawkins Gentheorie bleibt das zentrale Kriterium evolutionärer Bewährung die reproduktive Kapazität des Mems selbst. Die Meme bedienen sich – wie die Gene – zwar der Vehikel und können insofern zwar auf deren Umweltadaptationen angewiesen sein. Entscheidend ist hierbei aber primär, ob diese Vehikel = Individuen gute Imitatoren sind und nicht in erster Linie, ob bestimmte Meme Probleme lösen, nützlich sind o.ä., eine Bedeutung haben. Zwar kann es dabei zu Koevolutionseffekten kommen. Aber für die Memtheorie ist nur entscheidend, ob die Meme repliziert werden oder nicht.ⁱⁱⁱ „Qualitativ hochwertige Meme“ zeichnen sich insofern durch ihre „Langlebigkeit“, „Fruchtbarkeit“ und „Wiedergabetreue“ aus. [Blackmore 2003: 80]

II. Zu Gilgenmanns Rezeption der Mem-Theorie

Klaus Gilgenmann kann der Figur einer „Nachahmung durch Abweichung“ etwas abgewinnen und damit auch einer Anwendung einer generalisierten evolutionstheoretischen Semantik (Variation, Selektion, Stabilisierung). Allerdings spricht er von Anfang an nicht von Replikatoren, sondern schlägt den vorsichtigeren Begriff „Replikationseinheiten“ vor: „Die Replikationseinheiten der kulturellen Evolution replizieren sich nicht von selbst. Sie können nur durch Kommunikation repliziert werden. Sie werden als Bestandteile der Wahrnehmung von menschlichen Individuen mitgeteilt und von anderen Menschen verstanden“ (Gilgenmann: M 4).

Mit dieser Korrektur bindet er Meme umgehend an die Wahrnehmungsfähigkeit und das kommunikative Verhalten von Individuen zurück. In dieser Linie liegt auch ein Teil der Überlegungen Gilgenmanns zur Frage des „evolutionären Erfolgs“ von Memen. Sie müssten, sagt er, „wie alle Formen menschlicher Kommunikation an die materiellen Trägereigenschaften der Kommunikationsmittel (Gesten, Lautsprache, Schrift etc.) angepasst sein, um als solche wahrgenommen und weitergeben werden zu können.“ Das setze voraus eine „Koevolution zwischen den organisch basierten Wahrnehmung der Individuen und der technisch basierten Ausrüstung ihrer Sozialsysteme: Individuen müssen lernen, an der menschlichen Kommunikation teilzunehmen, und das Netzwerk der menschlichen Kommunikation muss an die Wahrnehmungsmöglichkeiten der Individuen angepasst sein.“ Die andere wichtige Bedingung für das evolutionäre Überleben von Memen sei die Überwindung eines „ontogenetischen Engpass“. Meme müssen, um operativ wirksam zu werden, von Individuen aufgegriffen werden können. Die Nagelprobe dafür liegt für ihn in der Tradierung über die Generationengrenze hinweg, ein Argument, wie es ganz ähnlich schon Berger und Luckmann betont haben (B-L 62 ff.).

Dazu ein kleiner *Exkurs*: Ein interessantes Beispiel hierfür ist die Geschichte der ägyptischen Hieroglyphen.



Freundschaft

Freiheit



Um diese Schrift – hier das Beispiel zweier Begriffe – lesen (d.h. ihnen Lautwerte und Bedeutungen zuordnen) zu können, sind natürlich in Individuen verankerte Wahrnehmungs- und Handlungskompetenzen erforderlich. Die Schrift ist aus sich selbst auf keine Weise entzifferbar. Für unsere Augen sind noch nicht einmal die bedeutungstragenden Einheiten identifizierbar. Wenn Sie meinen, die Bildchen würden Ihnen helfen, so irren Sie sich. Diese Bilder haben als Referenz überwiegend Lautwerte, die nichts mit Falken und Küken zu tun haben. Hieroglyphen waren über mehr als ein Jahrtausend geheimnisvolle Chiffren, weil die Kontinuität leiblich verankerter Fähigkeiten sie zu lesen, durch die Generationen hinweg unterbrochen wurde. Der „ontogenetische Engpass“ war sozusagen verschüttet. Ihre annähernde Entzifferung verdanken wir dem Zufall des Steins von Rosette, auf dem sich ein längerer Text, in drei Sprachen bzw. Schriften fand – altgriechisch, demotisch und eben in Hieroglyphenschrift. In der griechischen Schrift wurde auf die Identität der drei Texte Bezug genommen, so dass man sicher gehen konnte, dass es sich auch um denselben Text handelte. Hauptschlüssel bildeten die wiederholte Nennung von Eigennamen (Ptolemäus) in dem Text. Nur über die Vermittlung des Altgriechischen, also einer Sprache, für die der ontogenetische Engpass eben noch bis in die Moderne durchlässig war, war es möglich die Lautwerte der Schrift und in Folge deren Bedeutungen – unter Einbeziehung vieler weiterer Zeugnisse und „erhaltener“ Sprachen (koptisch, lateinisch) – mühsam zu erschließen. Das ist m. E. ein schönes Beispiel für das, was Gilgenmann im Auge hat. Es zeigt, dass der Schlüssel für die Bedeutung menschlicher Artefakte im Zugang durch eine geteilte körperlich materialisierte Wahrnehmungsstruktur liegt. Erst dieser Zugang ermöglicht dann die Ausschöpfung der internen Strukturiertheit des Artefakts zur Erschließung von (weiteren) Bedeutungen. Allerdings zeigt die Geschichte der Hieroglyphen auch ein relatives Recht der Memtheorie. Europa wurde vom Rom des ersten Jahrhunderts an bis ins 20. Jahrhundert hinein von regelrechten Wellen der „Ägyptomanie“ erfasst. Dabei wurden unzählige Hieroglyphen kopiert und tradiert, ohne dass ihre Bedeutung im Mindesten verstanden wurde. Diese war nach der Entschlüsselung im 19. Jahrhundert aber wieder erschließbar, vorausgesetzt, es wurden nicht zu viele Fehler beim Abmalen gemacht [Schlott 1989: 245-252] *Exkurs Ende*.

Gilgenmann argumentiert jedenfalls ganz anders wie Dawkins, der den Erfolg von Memen an deren immanenten Eigenschaften festmacht. Er arbeitet mit einem Resonanzmodell: Meme müssen, um erfolgreich zu sein, interpretierbar für Individuen sein, mit ihren in Sozialisationsprozessen erworbenen „selbstverständlich wirksamen Hintergrundüberzeugungen“ verträglich sein. Hier scheint er mir dem Programm eines methodologischen Individualismus zu folgen. Allerdings hält er diese Argumentation nicht konsequent aufrecht. Wie Luhmann unterscheidet er neuronale, psychische und soziale Systeme und parallelisiert letztere mit Kommunikation. Zwar will Gilgenmann, wie er an einer Stelle formuliert, diese Unterschei-

dungen weniger „strikt“ und „exkludierend“ (vgl. Anm., 34 Gilgenmann M 21) verstanden wissen wie Luhmann. Dennoch üben sie in seiner Argumentation einen gewissen Zwang aus, die kulturellen Replikationseinheiten dann doch eindeutig zu lokalisieren. Gilgenmann sagt an verschiedenen Stellen wiederum ausdrücklich, Meme seien Einheiten sozialer Systeme, der Kommunikation, (V 6) spielten damit auf einer „supraorganischen Ebene“. Nur so sei eine Beschreibung der Meme als „Viren“ des Geistes möglich, eine Metapher, die ja in der Memtheorie sehr oft bemüht wurde. Primär, heißt es an anderer Stelle, seien die Trägereinheiten der kulturellen Evolution in soziotechnischen Medien objektiviert (Sprache, Schrift, Buchdruck) und erst sekundär kämen wiederum Trägereigenschaften der neuronalen Systeme, also der Individuen in Betracht. Von da ausgehend skizziert Gilgenmann in der Folge, wenn ich ihn richtig verstehe, ein weiteres, eher auf soziale Differenzierungslinien bezogenes Resonanzmodell der Verbreitung von Memen.

Im Kontext einer strikten Konzeption von Autopoiesis à la Luhmann müsste man argumentieren, es handle sich sowohl bei Gehirnen (neuronalen Systemen) wie bei psychischen Systemen (Bewusstsein) um „Umwelt“ sozialer Systeme. Das heißt insbesondere: es gibt eben keinen Import von „Einheit“ und „Struktur“ von einem ins andere System, diese Systeme können sich wechselseitig nur „irritieren“. Die von Gilgenmann betonte Rolle kommunikativer Resonanz und die Annahme, „Meme“ als kulturelle Replikationseinheiten seien irgendwie zwischen sozialen Systemen und psychischen Systemen „konvertierbar“ passt nicht recht zu dieser strikten Position.


Ich möchte diese Frage im Bezugsrahmen einer interdisziplinären Gedächtnisforschung und eines im weitesten Sinne praxistheoretisch orientierten Ansatzes aufgreifen, weil ich glaube, dass man damit einen Gutteil der Gilgenmannschen Argumente stärker machen könnte. Das würde aber beinhalten, eine *strikte* operative Trennung sozialer und psychisch-organischer Systeme aufzugeben. Ich werde im folgenden argumentieren, dass „Meme“ überhaupt nur im Medium psychophysisch fundierter individueller Gedächtnisleistungen Bestandteil sozialer Systeme sein können und die Struktur sozialer Systeme somit auch Gehirne und Psychen umfasst. Vorab eine kurze Bilanz des Standes einer interdisziplinären Gedächtnisforschung aus meiner Sicht.

III. Zum Stand interdisziplinärer Gedächtnisforschung – in Thesen

1. Gedächtnisleistungen und Gedächtnisinhalte sind gebunden an materielle Prozesse und Strukturen des Gehirns (neuronales Materialitätspostulat).

Damit ist nicht gemeint, Gedächtnisleistungen seien reduzierbar auf neurophysiologische Gegebenheiten. Die Kluft zwischen diesen Phänomenbereichen ist bislang weder in der Sache, noch methodologisch überwindbar. Wir verfügen lediglich über Korrelationsbefunde. Aber diese Befunde belegen unabweisbar, dass Gedächtnisphänomene in sehr engen Zusammenhängen mit lokalisierbaren neuronalen Prozessen und Strukturen stehen und bei Schädigungen dieser Strukturen sehr oft auch auf sehr spezifische Weise beeinträchtigt sein können. Es ist durchaus möglich, dass es funktionale Korrelationen von sehr konkreten Gedächtnisinhalten (z.B. das Gesicht Bill Clintons) bis auf die Ebene einzelner Neuronen oder Neuronenverbände gibt. Das Gehirn gilt wegen seiner Plastizität heute als „soziales Organ“ par excellence (Welzer). Es ist auf erstaunliche Weise in seinem materiellen Substrat offen für strukturelle Veränderungen durch äußere Einflüsse, darunter (soziales) Lernen. Diese Veränderungen sind mit naturwissenschaftlichen Mitteln nachweisbar (z.B. als Veränderungen der Anzahl ausgebildeter Synapsen, der synaptischen Vernetzung von Nervenzellen, Veränderungen in den elektrochemischen Prozessen am synaptischen Spalt u.a.)

2. Das (Langzeit)Gedächtnis umfasst nach heutigem Verständnis – modular differenziert - alle Formen des Erwerbs, des Bewahrens und der Reproduktion von Lernen. Die Bewahrung von Repräsentanzen vergangener Ereignisse ist nur eine Teilfunktion von (Langzeit) Gedächtnis

Kurzzeit-/Arbeitsgedächtnis		
		
Langzeitgedächtnissysteme		
deklarativ		non-deklarativ
Episodisches oder autobiographisches Gedächtnis	semantisches Gedächtnis	Priming-, Fertigkeiten-, Gewohnheiten-, Wahrnehmungs-, Konditionierungs-, emotionales, prozedurales, implizites Gedächtnis u.a.
Erinnerungen	Wissen	„Können“ (Verhaltensdispositionen)
informelle „biographische Kommunikation“ institutionalisierte, ritualisierte biographische Kommunikation (Geburtstage, Übergangsrituale, Gedenktage)	Alltagskonversation informelle Unterweisung Schule, Ausbildung, Unterricht, mediale und künstlerische Kommunikationsformen, Wissenschaft	informelle „organische“ Sozialisationsprozesse „Training“, „Drill“, „Üben“
Biographieforschung	Wissenssoziologie	Habitusstheorie, „Körpertechniken“, soziale Mentalitäten

(1) Im *autobiographischen oder episodische Gedächtnis*, werden „Erinnerungen“ bewahrt und organisiert.

(2) Das sogenannte „*semantische Gedächtnis*“ bewahrt und organisiert das erlernte *Wissen* einer Person (den subjektiven Wissensvorrat) als Gesamtheit dessen, was einer Person propositional verfügbar ist (in der Regel ohne Verweise auf Erwerbssituationen).

Sowohl episodisches wie semantisches Gedächtnis werden als „deklarativ“ bezeichnet. Ihr Operativwerden fällt mit der *Thematisierung (Deklaration)* der *Gedächtnisinhalte* zusammen. Sie sind vermutlich funktional unabhängig. Z.B. können Menschen ihr gesamtes autobiographische Wissen verlieren, ihr semantisches Wissen aber erhalten bleiben.

(3) Das *non-deklarative Gedächtnis*, manchmal auch als *Verhaltensgedächtnis* bezeichnet, ist ein Sammeltitel für ein ganzes Repertoire an experimentell und klinisch gesicherten Gedächtnisformen. Sie haben gemeinsam, dass sie sich v.a. in erfahrungsabhängigen Verhaltensänderungen zeigen. Was gelernt wird oder wurde, muss dabei weder beim Erwerb noch bei seiner Anwendung bewusst bzw. thematisch sein. Beispiele sind perzeptuelle Erwartungssysteme (Wahrnehmungsschemata), das sogenannte „Primingsystem“ (Veränderungen der Reaktionsfähigkeit, die auf eine einmalige, sehr kurze, meist subliminale Informationsverarbeitung zurück gehen), das intuitive Erlernen kognitiver Konzepte (Typen, Kategorien und komplexe Regelstrukturen) und sensomotorische Fertigkeiten (Geschicklichkeiten, prozedurales „Wissen, wie“), sportliche, künstlerische, handwerkliche Kompetenzen, aber auch der Primärspracherwerb, motorische, gestische, mimische, affektive Gewohnheiten und Verhaltensstile (Habitus, Stil, Mentalität). Ich bezeichne das hier mal verkürzt als „Können“ im Sinne von „wie man sich-verhalten-kann“. Es geht um erfahrungsabhängige Reaktionsbereitschaften = Dispositionen („Haltungen“ im Sinne von Mead). Dieses System könnte insbesondere auch für die Phänomene, die die Memtheorie interessieren von Bedeutung sein. Hier geht es beispielsweise auch um äußerst effektive und z.T. völlig unbewusste Mechanismen des Wiedererkennens (Priming) oder des Erwerbs und der Reproduktion von visuellen, mimischen, grafischen, sprachlichen, kognitiven Mustern. Sie kennen das aus dem Alltag – plötzlich sagen alle „okaaaay“ oder „eih, alta“, ohne zu wissen, wie sie dazu gekommen sind. Eine Art Fähigkeit des „Kopierens“ gehört in der Tat konstitutiv zum menschlichen Lernvermögen hinzu. Allerdings: in der Regel wird eine annähernd situationsadäquate Anwendung mit erlernt. Echolalie bleibt ein eher pathologisches Verhalten. In diesem Zusammenhang sind auch die berühmten Spiegelneuronen von Bedeutung. Sie sind gelegentlich als Sitz des Einfühlungsvermögens apostrophiert worden. Das ist aber wohl Unsinn. Die Befunde weisen nur darauf hin, dass sie ein sensorisches Muster, den Anblick eines Verhaltens

eines Anderen, mit denjenigen motorischen Mustern bzw. Arealen verknüpfen, die beteiligt wären, wenn ich selbst die Bewegung ausführen würde, aber eben ohne die Bewegung auch auszulösen, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

3. Die drei Langzeitgedächtnisformen korrespondieren mit unterschiedlichen Formen der sozialen Typik und sozialen Institutionalisierung von Lernen und mit ausdifferenzierten Gegenständen soziologischer Theorie und Forschung.

4. Gedächtnis ist nicht reduzierbar auf seine „Speicher“eigenschaft. Ebenso entscheidend sind seine „operativen“ Funktionen, die praktisch für alle aktualisierten kognitiven und psychobiologischen Leistungen in jedem Augenblick in Anspruch genommen werden müssen. Hier kommt insbesondere das Kurzzeit- oder Arbeitsgedächtnis ins Spiel, das die kurzfristige situativen Zeitdimensionen (das eben gerade, das jetzt und das gleich) mit den für Wahrnehmung und Verhalten notwendigen Leistungen der Langzeitgedächtnisse situativ integriert. Durch das Zusammenwirken aller Gedächtnissysteme entsteht eine situative und biographische sozio-spatio-temporale Gesamtperspektive, die letztlich die Voraussetzung für die Verhaltensmöglichkeiten einer Person bilden (vgl. dazu z.B. Squire/Kandel 2009: 203 ff., 220 ff.; Welzer 2005: 107; Markowitsch/Welzer 2005: 259 ff.). Diese komplexe zeitliche Integration aller Systeme geschieht in jedem Augenblick als selbst nicht bewusste und niemals völlig reflektierbare Leistung des Gedächtnisses.

5. Man kann durch etwas an etwas erinnert werden. Gedächtnisleistungen und Gedächtnisinhalte sind beim Erwerb und beim Abruf konstitutiv bezogen auf aktuelle oder potentielle Interaktionen mit der Umwelt und systematisch verknüpft mit Assoziationen von Wahrnehmungsreferenzen, Abrufkonstellationen und –Reizen. Das können perzeptorische (akustische oder optische) Schemata sein, sensomotorische und propriozeptive Muster (z.B. bei der Lauterzeugung oder motorischen Fertigkeiten).

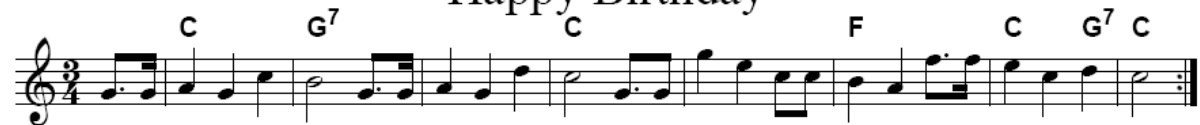
Jemand sagt etwas, man sieht einen bestimmten Straßenzug, man liest etwas - uns fällt etwas ein, wir erinnern uns plötzlich wieder selbst an zuvor Vergessen-Geglaubtes. Diese konstitutive Rolle sog. „Exogramme“ (Welzer/Markowitsch: 117) oder von „Ekphorie“ (Markowitsch 2002: 84) für die Gedächtnistätigkeit ist schon bei Maurice Halbwachs, dem Klassiker der Theorie sozialer Gedächtnisse, ein wichtiges Argument für den sozialen Charakter von Erinnerung. Soziologisch werden Erinnerungen z.B. in Situationen des gemeinsamen Erzählens und ggf. in eigens dafür institutionalisierten sozialen Kontexten erzeugt, aktualisiert oder reproduziert. Das gilt auch für Fertigkeiten jeder Art: der Pin-Kode lässt sich eintippen, wenn

man die Tastatur vor sich hat, die Fähigkeit Orgel zu spielen benötigt die Orgel. Gesprochenes ruft Sprechen auf.

6. „Soziale Gedächtnisse“ gibt es nicht, jedenfalls nicht in einem präzisen operativen Sinn. Die Bezeichnung „soziales Gedächtnis“ ist ein sehr ungenauer Ausdruck, um auf diese immer auch soziale Referentialität bzw. Exogrammatizität von Gedächtnisleistungen hinzuweisen. Gedächtnisleistungen benötigen soziale Rahmen und Kontexte, ihr Material und Gegenstand ist vielfach sozial erzeugt (Sprache!), sie werden überhaupt nur in sozialen Situationen und Kommunikationsprozessen wirksam und aktualisiert. Manche Autoren sprechen daher von Gesprächen über Vergangenes als „kommunikativen Gedächtnissen“ (Welzer). Symbolische Objektivationen und Artefakte wie Partituren, Kunstwerke, Werkzeuge, Monumente, Texte werden in der Tradition von Halbwachs als soziale Gedächtnisse bezeichnet. All das ist zwar sehr bedeutsam für biopsychisch fundierte Gedächtnisse. Es macht aber gerade deswegen keinen Sinn, kommunikative Prozesse, soziale Speicher oder Speichermedien, Archive oder Artefakte ebenfalls als „Gedächtnis“ zu bezeichnen. Sie besitzen nicht die operative Komplexität und synthetische Leistungsfähigkeit wie biopsychisch fundierte Gedächtnisse. „Soziale Gedächtnisse“ sind operativ vollständig auf individuelle Gedächtnisse angewiesen. Sie können organisch fundierte Gedächtnisse operativ allenfalls bezüglich der reinen Speicherfunktion entlasten. Sie setzen aber dazu selbst immer Leistungen und Leistungssteigerungen organischer Gedächtnisse voraus. Dies gilt umgekehrt nicht im selben Maß.

IV. Folgerungen für die Einschätzung der Memtheorie

Happy Birthday



Happy birthday to you, happy birthday to you! Happy birthday, happy birthday, happy birthday to you!

Ich möchte nun mit diesem Hintergrund einige aufgeworfene Fragen am Beispiel des von Susan Blackmore ins Spiel gebrachten Mem: „Happy birthday“ diskutieren. Zunächst: Gemäß des neurologischen Materialitätspostulats wäre davon auszugehen, dass es – wie immer beschaffen – spezifische neuronale Korrelatstrukturen für das Wahrnehmen-Können, (Er-)Kennen, Merken-Können, Singen-, Aussprechen-, Lesen-können, Verstehen-Können dieses Liedes gibt. Das sind alles Gedächtnisleistungen in verschiedenen Varianten. Wenn man das als „Mem“ bezeichnen will, dann wäre das Mem im Gehirn. Allerdings handelt es sich hier um Fähigkeiten, die auf etwas in der äußeren Welt bezogen und von dieser Refe-

renz nicht zu trennen sind. Schon die bloße Wahrnehmung von Tönen oder Phonemen setzt einen Wahrnehmungsapparat voraus, der z.B. auf einen bestimmten biophysikalischen Frequenzbereich hin und darüber hinaus soziokulturell spezifisch strukturiert ist. Melodie an sich gibt es nicht. Sie ist ein Interaktionseffekt zwischen der Struktur eines Organismus und einem Ereignis in der Umwelt. Das ist m.E. ein Teil des Gilgenmannschen Resonanzargumentes und lässt sich weiter führen.

Die Memtheorie spart die Frage aus, was eigentlich das Mem als „Imitationseinheit“ umgrenzt. Die Memtheorie setzt die Memeinheit relativ naiv als gegeben voraus. Aber schon die Kontur und Identität dessen, was da wahrgenommen, behalten und kopiert wird, ist eine Funktion von Wahrnehmungsstrukturen und damit des Gedächtnisses derer, die da etwas kopieren. Selbst wenn das Mem nur ein Slogan sein sollte, sind zur Erkennung der Satzeinheit Gedächtnisse vorausgesetzt. Es müssen zumindest auf praktisch Weise syntaktische Regeln angewendet werden, die die Identifikation einer sinnvollen sprachlichen Äußerung ermöglichen. Dasselbe gilt für die Melodie, die hier von unserer kleinen Memmaschine so unermüdlich wiederholt wurde. Sie überhaupt als umrissene Gestalt zu hören, erfordert bereits die Anwendung non-deklarativer Schemata, zum Beispiel die praktische Beherrschung des westlichen Tonleitersystems und der damit verbundenen Funktionsharmonik. Nur dann nämlich sind sie überhaupt in der Lage, Anfang und Schluss, die Phrasierung der Melodie in eine öffnende in der Dominante verharrende Phrase und eine in der Tonika schließende Phrase. Um das dann auch noch nachsingen zu können, sind weitere sensomotorische Leistungen des non-deklarativen Gedächtnisses erforderlich, etwa die Koordination von Hören und Stimmsteuerung.

Das Mem ist anders gesagt *zugleich* eine Funktion der äußeren Welt wie eine darauf bezogene Wahrnehmungsstruktur, eine Konstellation, die in dieser Qualität nur in der Interaktion, mit einem entsprechend strukturierten Organismus bzw. Nervensystem bzw. Gedächtnis ist, was es ist. Wenn die Melodie im Gedächtnis behalten werden soll, ist das - wir wissen nicht genau wie – mit einer materiellen Strukturierung des neuronalen Substrats verbunden. Das ist die notwendige Voraussetzung dafür, dass dieser Organismus in einer unbestimmten Anzahl zukünftiger Situationen diese Melodie wieder erkennen oder sogar reproduzieren kann.

Man kommt also um die Frage nicht herum, in wessen Erfahrung auf welche Weise und in welchem Kontext ein „Mem“ auftaucht – das ist zugleich eine phänomenologische, soziologische wie neuropsychologische Frage. Ich vermag nicht zusehen, wie man das nach dem Muster von Genotyp und Phänotyp rekonstruieren könnte.

Das Lied „Happy birthday“ kann zum Beispiel Inhalt / Gegenstand des semantischen Gedächtnisses sein. Ich verfüge über Melodie und Text als Kenntnis, ein Wissen, das ich deklarieren kann. Ich kann auf Fragen antworten: wie geht der Text, wie lautet die Melodie? Ich kann das Lied hören und sagen: das ist „Happy birthday, das kenne ich.“ Ich habe ein Wissen darüber. Etwas anderes ist es, es auch singen zu können, dazu gleich.

Ich kann aber das Lied auch als (Ansatzpunkt für) Erinnerungen benutzen. Ich kann mich daran erinnern, wie ich es das erste Mal kennen gelernt habe oder das letzte Mal gesungen habe und damit weitere Erinnerungen assoziieren, zum Beispiel, dass ich es Ihnen hier durch unsere kleine Maschine vorgeführt habe. In diesem Fall ist das Lied Bestandteil des episodischen Gedächtnisses.

Es kann auch sein, dass ich das Lied nur auf eine unbestimmte Weise als vertraut wahrnehme, nichts Spezifisches darüber weiß, aber in der Lage bin mit einzustimmen – in diesem Fall könnte es Inhalt des non-deklarativen Priming-Gedächtnisses sein oder auch als eine Art Fertigkeit im nicht-deklarativen Gedächtnis vorliegen.

Wir reden aber noch gar nicht vom Verstehen des Textes. Das Verstehen des Textes setzt darüber hinaus ebenfalls eine Reihe von Fertigkeiten voraus, wie etwa die Beherrschung der englischen Sprache, die Kenntnis ihrer phonologischen, syntaktischen und semantischen Strukturen. Das sind nicht-deklarative, d.h. auf Einübung beruhende und nicht zwingend bewusstseinsfähige oder bedürftige Fertigkeiten, beispielsweise die Fähigkeit die für die Aussprache des Wortes „Birthday“ notwendigen sensomotorischen Koordinationsleistungen erbringen zu können. Das Verstehen des pragmatischen Bedeutungsgehaltes des Liedes – einem Individuum Glückwünsche anlässlich des Sich-Jährens des Geburtsdatums zu entrichten - setzt die Assoziation mit expliziten und impliziten Wissensbeständen voraus, die teilweise Bestandteil des non-deklarativen Gedächtnisses sind, teilweise Implikationen des semantischen Wissens. Zudem ist das Lied nicht zu lösen von der sozialen Praxis „Geburtstagsfeier“, die letztlich den eigentlichen Anlass des Singens herstellt.

Geburtstagfeiern muss für mich irgendeine Bedeutung haben. Wie Martin Schmeiser gezeigt hat, ist dafür eine soziokulturelle Entwicklung der Individualisierung und Chronologisierung der Biographie Voraussetzung, eine gesellschaftliche Bedeutsamkeit des chronologischen Lebensalters in zentralen Lebensbereichen, die Entstehung administrativer Strukturen, die das Geburtsdatum fixieren machen bis hin zu Verschiebungen in der religiösen bzw. konfessionellen Semantik.

Wie immer man die evolutionären Erfolgskriterien in diesem Fall definieren will - die von Dawkins definierten Bewährungskriterien Langlebigkeit, Fruchtbarkeit und Wiedergabetreue sind in jedem Fall zu kurz gegriffen. Es ist theoretisch vorstellbar, dass es uns gelingt, unzählige Hobbykeller, Jugendzimmer oder Arztpraxen mit Ägyptische-Hieroglyphen-Tapeten auszustatten oder eine Stammesgesellschaft im brasilianischen Regenwald mit Hilfe unserer kleinen Happy-Birthday-Maschinen dazu zu bringen, diese Melodie als Untermalung der harten Arbeit der Brandrodung von Maniokfeldern nachzuahmen. In welchem Sinne könnte man aber sagen, hier hätten sich „Happy birthday“ oder „ägyptische Hieroglyphen“ evolutionär durchgesetzt und bewährt? Es handelt sich in Wahrheit um völlig unterschiedliche soziokulturelle Praxen, selbst wenn uns ein Computerprogramm mit Hilfe von Sonogrammen und optischen Analyseverfahren die vollkommene Wiedergabetreue der jeweiligen „Memkopien“ bescheinigen würde.

Das ist ein ähnliches Argument, wie es der amerikanische Soziologie Stephen Turner gegenüber allzu hoch gegriffenen Erwartungen an die soziologische Bedeutung der Spiegelneuronen geltend gemacht hat. Bloßes „Kopieren“ von etwas sichert noch nicht die Reproduktion von Bedeutungen. Dies muss sich vielmehr in der Eingebundenheit in einer sozialen Praxis des Gebrauchs einspielen. Ähnlich wie auch Tomasello weist Turner, darauf hin, dass „Imitation“ so gesehen eine anspruchsvolle Leistung ist, weil das nur insofern wirksam ist, als damit auch Interpretationsprozesse einhergehen.

Allerdings gibt es auch ein relatives Recht der Mem-Vorstellung, die ein wichtiges Merkmal der kulturellen Evolution erfasst. Ich hab darauf schon am Beispiel der Hieroglyphen hingewiesen. Stellen wir uns ein Kind vor, das sich zum Beispiel Melodie und Wortlaut von „Happy Birthday“ merken und es nachahmen kann. Es stimmt das Lied jedes Mal begeistert an, wenn der Tisch gedeckt ist und alle auf das Essen warten. Dass das passiert, ist aber mehr als ein Missverständnis, das korrigiert werden muss. Entscheidend ist, dass der Rest der Familie erkennt, was das Kind da singt. Dafür genügt zunächst eine halbwegs ausreichende Kopiertreue. Das ist möglich, weil „Happy Birthday“ an wahrnehmbares Material gebunden ist, eine physikalische Substanz in Formen von Tönen und ggf. visuellen Reizen hat, die – unter Voraussetzung basaler gemeinsamer Wahrnehmungsschemata - ihre Identität auch dann hat, wenn sie inadäquat eingesetzt wird. Die Familie wird irgendwie darauf reagieren – explizit oder implizit, mit Lachen oder Zustimmung. Das Kind wird immer wieder Happy birthday singen und fest stellen, das es manchmal mehr und manchmal weniger passt. Es wird Anlässe erleben, an denen wieder die Erwachsenen das Lied singen und es wieder erkennen. Der Umstand, dass „Happy Birthday“ so an halbwegs gleich bleibende sensomotorische Relationen geknüpft sind, ermöglicht diese immer neuen „Tests“. Gerade auch dann,

wenn sie erst mit vagen, wenig dichten, inadäquaten und konfusen Bedeutungszuschreibungen verknüpft sind. Es genügt eine Bezugnahme auf eine hinreichend gemeinsame Wahrnehmungsgestalt, damit im sozialen Prozess nachträgliche Bedeutungszuschreibungen, - Korrekturen, -Differenzierungen, -Spezifizierungen erfolgen können. Dass Menschen mit *gemeinsam* Wahrnehmbarem kommunizieren, dass Kultur immer eine physische Materialität hat, genügt – verbunden mit den Leistungskapazitäten der biologischen Gedächtnisse - offenbar als Gewährleistungskriterium *hinreichender* sozialer Struktur. Die Gedächtnisse müssen nicht alle kulturell tradierten Bedeutungen kontextübergreifend auf einmal und „vollständig“ in sich aufnehmen. Die Tatsache, dass eine Äußerung, ein Symbol, eine Melodie Teil der für uns alle wahrnehmbaren Welt ist, gewährleistet, dass es im sozialen Prozess immer wieder Bewährungsprobe, Kristallisationspunkt, Bestätigung oder Neuetaблиerung sozialer Ordnung werden kann.

„The social process, with all its opportunities for emulation, simulation, testing, feedback, and learning, is a data rich environment ... We can learn so quickly from our social environment because simulation allows us to fill in missing data in social situations. Because we can simulate other people.... we can thus construct, test and assimilate complex feedback simulative ‚hypotheses‘ about this world expeditiously. The interaction between these capacities and this environment is not one that produces clones, or puppets of the group will, nor does it produce anarchy. It produces skilled interactors with enormous capacities to anticipate, predict, and model the people with whom they interact, to adjust to them, and to learn from their adjustments. This kind of coordination, as Dewey called it, is all we need to account for ‚society‘.“
Stephen Turner 2007

V. Konklusion

Ich komme zum Schluss. Die Memtheorie weist soziokulturellen Phänomenen zwar eine Eigenständigkeit gegenüber der biologischen Sphäre zu. Sie behandelt sie aber auf andere Weise reduktionistisch, indem sie diese auf das Kopierbare reduziert. Damit kappt sie diese auf der einen Seite von den in biologischen Individuen verankerten Kompetenzen ab und auf der anderen Seite von der sozialen Praxis ihrer Entstehung, Anwendung und Tradierung. „Imitation“ wird so als ein letztlich sinnfreies Geschehen konzipiert. Auch den „evolutionären Erfolg“ kultureller Phänomene setzt sie mit dem Kopiert-werden gleich. Jedes sachliche Bewährungskriterium soziokultureller Praxis gerät dadurch aus dem Blick. Denn um den evolutionären Erfolg zu beurteilen, müsste man doch wohl verstehen, welche Probleme sie lösen oder eben nicht lösen. Ohne Rekurs auf ihre Bedeutung wird das nicht gehen. Dadurch verfehlt ein solches Konzept gerade das, was es leisten will, nämlich eine „Theorie der Evolution von Kultur und Geist“ (Blackmore) zu liefern.

Die Fragestellung, ob die Meme in den Gehirnen oder den Artefakten sitzen, ist als Alternative falsch. So oder so werden Meme vorgestellt wie eine geheimnisvolle unsichtbare Sub-

stanz hinter der Erfahrung. Selbst wenn die Memiker sie in den Gehirnen lokalisieren, wird dieses Gehirn nur als eine Art Trägermasse, eben als Vehikel aufgefasst. Kulturelle und soziale Wirklichkeit, Meme sind aber weder lösbar von den psychobiologischen Leistungen und Verhaltensweisen konkreter Individuen noch von deren Referenzen. „Mem“ – das ist ein missglückter Versuch, soziokulturellen Phänomenen den Status einer absoluten überorganischen Realität zu verleihen. John Dewey schreibt dazu: „Menschliches Lernen und menschliche Gewohnheitsbildung zeigen ... eine Integration von Organismus-Umwelt-Verbindungen, die denen der Tiere ohne Sprache so ungeheuer überlegen ist, dass ihre Erfahrung überorganisch zu sein scheint.“ (Dewey 1995:268). Die Betonung liegt auf „scheint“.

Die Gesellschaft sitzt nicht im Gehirn. Aber sie sitzt auch nicht jenseits der biologischen Individuen, ihrer Interaktionen und Artefakte. Ich glaube, dass wir bislang unterschätzt haben, dass gesellschaftliche Struktur eben *auch* die Strukturierung von Gehirnen (und damit den von ihnen getragenen psychischen und sensomotorischen Leistungen) beinhaltet und schon von daher auch eine physisch-biologische Seite hat, ein materielles soziales Substrat.

Nach meiner Überzeugung besteht die wesentliche Bewährungsprobe der Soziologie als empirischer Disziplin darin, gesellschaftliche Ordnung und Strukturierung nicht jenseits der (biologischen) Individuen, ihrer beobachtbaren Interaktionen und Artefakte zu verorten und zu erklären, so wenig wie möglich auf quasi-transzendentaltheoretische Konstruktionen zurück zu greifen, die letzten Endes keine empirische Referenz haben. Dass die Materialität soziokultureller Praxis auch ein konstitutives Moment von Reproduzierbarkeit, Wiederholbarkeit und *Besessenheit* beinhaltet, wäre nicht zu leugnen. Ich habe es versucht anzudeuten. Und insofern könnte man der Memtheorie dann doch auch wieder ein bisschen entgegen kommen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit und Geduld.

Literatur:

Berger, Peter; Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a.M. (Fischer) 2004 (20. Aufl.)

Blackmore, Susan: Die Macht der Meme oder Die Evolution von Kultur und Geist. Heidelberg (Spektrum) 2000/2010

Blackmore, Susan: Evolution und Meme: Das menschliche Gehirn als selektiver Imitationsapparat. In A. Becker u.a. (Hrsg.): Gene, Meme und Gehirne. Geist und Gesellschaft als Natur. Eine Debatte. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 2003: 49-89

Dawkins, Richard: Das egoistische Gen. Heidelberg (Spektrum) 2007

Dennett, Daniel C.: Darwins gefährliches Erbe. Die Evolution und der Sinn des Lebens. Hamburg (Hoffman und Campe) 1997

Dewey, John: Erfahrung und Natur. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1995

Gilgenmann, Klaus: Elemente der Nachahmung mit Abweichung. Zur Definition der Replikationseinheiten in der kulturellen Evolution. Manuskript 2012

Gilgenmann, Klaus: Was sind Meme? Zur Definition der Replikationseinheiten in der kulturellen Evolution. Vortrag 2012

Halbwachs, Maurice: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1985

Halbwachs, Maurice: La mémoire collective. Paris (Albin Michel) 1995

Kastl, Jörg Michael: „Habitus als non-deklaratives Gedächtnis – zur Relevanz der neuropsychologischen Amnesieforschung für die Soziologie.“ In: Sozialer Sinn. Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung 2/2004, S. 195-226

Kastl, Jörg Michael: Einführung in die Soziologie der Behinderung. Wiesbaden (VS) 2011

Mead, George Herbert: Philosophie der Sozialität. Frankfurt a.M. (Suhrkamp) 1969

Mead, George Herbert: Geist, Identität und Gesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1973

Mead, George Herbert: Gesammelte Aufsätze Band 2. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1987

Merleau-Ponty, Maurice: Phänomenologie der Wahrnehmung. Berlin (de Gruyter) 1966

Piefke, Martina; Markowitsch, Hans Joachim: Neuroanatomische und neurofunktionelle Grundlagen von Gedächtnis. In Gudehus, Christian; Eichenberg, Ariane; Welzer, Harald: Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart (Metzler) 2010: 11-21

Richter, Dirk: Das Scheitern der Biologisierung der Soziologie. Zum Stand der Diskussion um die Soziobiologie und anderer evolutionstheoretischer Ansätze. In KZfSS Vpl. 57 (2005): 523-542

Schacter, Daniel L.; Wagner, Anthony D.; Buckner Randy L.: Memory Systems of 1999. In: Endel Tulving, Fergus I.M. Craik (Hrsg.): The Oxford Handbook of Memory. New York (Oxford) 2005: 627-644

Schlott, Adelheid: Schrift und Schreiber im Alten Ägypten. München (Beck) 1989

Squire, Larry R.; Knowlton Barbara L.: Learning about categories in the absence of memory. Proc. Natl. Acad. Sci. Vol. 92 (1995): 12470-12474

Squire, Larry; Zola, Stuart M. Zola: Structure and function of declarative and nondeclarative memory systems. In: Proc. Natl. Acad. Sci. Vol. 93 (1996): 13515-13522

Squire, Larry R.; Kandel, Eric R.: Gedächtnis. Die Natur des Erinnerns. Heidelberg (Springer, 2. Aufl.) 2009.

Tulving, Endel: Concepts of Memory. In: Endel Tulving, Fergus I.M. Craik (Hrsg.): The Oxford Handbook of Memory. New York (Oxford) 2005: 33-44

Turner, Stephen: Mirror Neurons and Practices: A Response to Lizardo. In: Journal for the Theory of Social Behaviour Vol 37 (2007): 351-371; hier als Internetressource

unter <http://faculty.cas.usf.edu/sturner5/Papers/CogSciencePapers/20WebMirrorNeuronsResonseToLizardo.pdf>

Welzer, Harald: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung. München (Beck) 2002

Welzer, Harald: Erinnerung und Gedächtnis. Desiderate und Perspektiven. In: Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, Harald Welzer: Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch. Stuttgart (Metzler) 2010

Welzer, Harald; Markowitsch Hans. J. (Hrsg.): Warum Menschen sich erinnern können. Fortschritte der interdisziplinären Gedächtnisforschung. Stuttgart (Klett-Cotta) 2006

Welzer, Harald; Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline: „Opa war kein Nazi“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis. Frankfurt (Fischer) 2002

ⁱ Dawkins selbst hat 1999 in der Einleitung des Buches von Blackmore vorsichtig darauf festgelegt, dass Meme in Gehirnen existieren, wiewohl er zugibt, es sei gänzlich unklar, auf welche Weise. [„Meme haben bisher ihren Watson & Crick noch nicht gefunden, nicht einmal ihren Mendel. Während Gene an genau festgelegten Orten auf Chromosomen lokalisiert sind, existieren Meme vermutlich im Gehirn, und unsere Chance eines zu sehen, ist sogar noch geringer als die ein Gen zu sehen. Wie bei Genen verfolgen wir Meme anhand ihrer Phänotypen durch Populationen hindurch.“ Blackmore 2000:15]

ⁱⁱ Selbst Blackmore bleibt hier ratlos (2000: 117 ff. 2003 57 ff.) und verwirft deshalb die ganze Rede-weise von Geno- und Phänotyp. [Folie] „Die Informationen in diesem Artikel gelten als Meme, wenn sie sich in meinem oder in ihrem Kopf befinden, wenn sie sich auf meinem Computer oder auf den Seiten dieses Buches wiederfinden oder auch wenn sie in Glasfaserkabeln um den Globus eilen oder von Satelliten gesendet werden – denn sie sind in jeder dieser Formen prinzipiell kopierbar, so dass sie an einem Evolutionsprozess teilhaben können.“

ⁱⁱⁱ („Es ist für die Rolle der Replikatoren ohne Belang, ob die durch Imitation erworbenen Verhaltensweisen (das heißt Meme) tatsächlich irgendetwas symbolisieren oder repräsentieren. Es zählt allein die Frage, ob sie repliziert werden oder nicht.“ Blackmore 2003: 70)